



### Sozialdemokraten.

Sie müssen! Ja, sie müssen. Warum? — Sie wissen's kaum.

Wohin?... Fragst du den Sturmwind, der dranset durch den Raum,

Wozu? wohin?... Er prüfte die Eichen doch im Hain und fleh dich ohne Antwort mit deiner Frag' allein.

Dein Fragen ist zu nichtig, sein Schwung dafür zu fahn; Ihn treibt ein dunkles Wollen zu großen Taten hin;

Vom Urquell ist er kommen und kennt kein Maß der Zeit; Sein Ruf ist Werden! Wandel!... sein Trieb die Ewigkeit.

Sie müssen! Ja, sie müssen zerstören Mammons Turm; Ihr Kommen und ihr Branden drängt vorwärts wie der Sturm.

Die alten Schranken fallen, dem Teufel zum Verdruss, Vor diesem Götterwillen. Das ist ein heilig Muhl!

Rudolf Birkner.

### Die Mordtat zweier Kinder.

Von Wolfgang Heine.

Die Gerichtsverhandlung gegen die Knaben Kösch und Gasse, die wegen Ermordung eines Spielkameraden, des Lehrlings Schellin, zu 10 bzw. 6 Jahren Gefängnis verurteilt worden sind, hat ein berechtigtes Interesse in der Öffentlichkeit hervorgerufen und bietet auch kriminalistisch weit mehr des Wichtigen und Belehrenden als die üblichen Sensationsfälle. Zwei Knaben, der eine noch Gemeindegänger und eben 14 Jahre alt geworden, der andere 17 Jahre, aber noch ganz kindlich in seinem Wesen, verbündeten sich, um aus nichtiger Ursache einen guten Freund zu ermorden und führten die Tat faktisch aus. Anreger und Aneiferer zum Verbrechen ist dabei der Jüngere, der geistig aktivere Gasse, Ausführender der körperlich kräftigere, aber geistig unentwickelte und willensschwache ältere Kösch. Es liegt hier nicht einer der üblichen Fälle vor, wo die wirtschaftlichen Verhältnisse der Eltern die Grundlage zu einer sittlichen Verwahrlosung und damit zur Tat gebildet hätten. Beide Kinder leben in geordneten Familienverhältnissen, sind von ihren Eltern gut erzogen, machen ihnen durch liebevolles Wesen Freude, sind weder verroht noch früh auf Abwege geraten, haben, wie man so sagt, ein „gutes Herz“, und sind doch imstande, einen so schrecklichen Mord zu begehen.

Die Umstände des Krieges könnten höchstens insoweit mitwirken, als der Vater des Kösch eingezogen ist. Dies hat aber den Knaben keineswegs zu Müßiggang und Laster verführt; im Gegenteil, er vertritt, selbst noch Lehrling, den Stiefvater im Barbiergeschäft, das er mit seiner Mutter ganz allein führt, und bekommt von ihr das Zeugnis besten Pflichterfüllers. Er kneipt nicht, treibt sich trotz seiner 17 Jahre nicht mit Mädchen herum, sondern spielt in Ruhestunden daheim mit seiner Eisenbahn oder auf dem Kohlenplatz mit sehr viel jüngeren Schulfreunden, oder mit den Kaninchen, die er im Keller hält.

Gasse ist ein guter Schüler, der von dem Lehrer ein vorzügliches Zeugnis erhält, allerdings bereits in der Schule durch sein phantastisches, renommistisches Wesen aufgefallen ist, sich als Führer seiner Mitschüler aufgespielt hat und diesen aufregende Geschichten zu erzählen pflegte. Er spricht „wie ein Buch“; man merkt, daß er viel gelesen hat und ganz in der Welt des Gelesenen lebt. Vor allem sind es Detektivromane und eine Sammlung von Robinsonaden, die es ihm angetan haben. Schon als er noch viel kleiner war, hatte er ein auffallendes und übertriebenes Interesse für jede Art von Waffen. Nach seiner Verhaftung setzt er dem Kriminalkommissar mit überlegener Sachkunde die Unterschiede der verschiedenen Systeme von Brownings auseinander. Er hat früher für sich und die anderen Schulfreunden Waffen aus Holz hergestellt, dann hat er seinem Vater einen Brownings heimlich weggenommen und tut damit vor Kösch groß.

Charakteristisch für die Abhängigkeit des Kösch von dem sehr viel jüngeren Gasse ist der Beginn der verbrecherischen Entwicklung. In Kösch regt sich die Begierde, auch eine solche Waffe zu haben. Gasse sagt kurz und bestimmt: „Klau Dir eine, so hast Du eine“, und dies genügt für den Kösch, um ein Ladenfenster zu zertrümmern und aus ihm zwei Brownings mit Munition zu entwenden. Ein unglücklicher Zufall hatte dem Gasse einen Glasdiamentanten in die Hand gespielt, der dem Kösch den Einbruch erleichterte. Schellin merkt zu seinem Verderben, daß Kösch zwei Pistolen besitzt und kauft ihm die eine ab. Nun haben alle drei Knaben ein solches geheimes Instrument, sie beschließen, sich als einen heimlichen „Bund“ zu betrachten, nennen sich untereinander „Detektiv“ und veranstalten Schießübungen auf dem Kohlenplatz.

Bis hierher reicht die Kinderei, denn auch der Einbruch war noch nichts weiter. Durch Schellins Bruder wird der Polizei bekannt, daß der Junge eine Waffe besitzt, die sofort als aus dem Einbruch herrührend erkannt wird. Er wird mehrfach vernommen, der Beamte merkt, daß er schwerlich der Täter ist und verlangt von ihm die Angabe. Schellin teilt Kösch mit, daß er sich wohl genötigt sehen würde, ihn zu benennen. Kösch wendet sich in seiner Angst an Gasse, und dieser gibt wieder, kurz und bestimmt den Rat, Kösch solle Schellin „in den Wald locken und totschießen“. Der „Wald“

ist nun aber die Gasenheide, ein anderer existiert für Berliner Jungen am Galleischen Tor nicht. So weit reicht Köschs ältere Erfahrung, sich zu sagen, daß dort militärische Posten stehen, und der Knall ihn verraten würde. Als er dies bedenken dem Gasse mitteilt, überlegt sich dieser die Sache einen Tag und rät dann, Kösch solle den Schellin zur Beschäftigung der Kaninchen in den Keller locken, sich in einer Nische aufstellen und ihn mit einem Hammer hinterrücks erschlagen. Dann wollten beide das Pflaster des Kellers entfernen und den Schellin darunter verschütten. Und wiederum folgt Kösch widerspruchslos, schafft einen Hammer hinunter, und weil Gasse erklärt, einen Toten nicht ansehen zu können, Watte und einen Sandhaak um das Gesicht des Erschlagenen zu verhüllen.

Die Ausführung der Tat wird noch einige Tage verzögert, als aber Schellin von neuem die Anzeige in Aussicht stellt, drängt Gasse den Kösch zur Ausführung, und dieser begehrt ohne weiteres Jaudern die furchtbare Tat. Gasse wartet draußen, nicht um Posten zu stehen, sondern weil er sich nicht traut, dabei zu sein. Er bekommt auch ein Brauen, das ihn abhält, bei der Vergrabung der Leiche mitzuhelfen. Er läuft zu seiner Mutter, trinkt ganz heiter Kaffee und vergißt über einem Besuch der Tante die ganze Sache. Erst in der Nacht fällt sie ihm wieder ein. Das Geheimnis läßt ihn keine Ruhe, er vertraut es einem Schulfreunden an, das Gerücht verbreitet sich in der Straße, und der Mord wird entdeckt.

Bei der Vernehmung räumt Gasse mit einer renommistischen Freudigkeit seine ganze Mitwirkung rückhaltlos ein, ist förmlich stolz darauf, der Anstifter des Planes zu sein, und betragt sich so, daß der geübte und namentlich psychologisch viel erfahrenere Kriminalkommissar Dr. Stopp diesen Fall für den absonderlichsten erklären muß, der ihm je vorgekommen ist. Gasse ist nicht ohne weiche Empfindungen. Es hat ihm leid getan, daß der Kamerad tot war, aber lange nicht so leid, wie daß sein Meersehweinden gestorben ist. Er hat gelesen, daß auf den einsamen Inseln die Wilden von den Weißen einfach weggeschossen werden, das scheint ihm auch hier eine ausreichende Rechtfertigung der Tat. Uebrigens kennt er natürlich das 5. Gebot und weiß ganz genau, daß bei uns die Tötung eines Menschen verboten ist. Dasselbe weiß Kösch, trotzdem hat keiner gegögert, die Tat zu begehen.

Der ganze Vorgang war so auffällig, daß die Gerichtsärzte, die die Leichenöffnung vorgenommen hatten, selbst den Antrag stellten, beide Knaben auf ihren Geistesstand zu untersuchen. Hier hat sich nun ergeben, daß Kösch von väterlicher Seite aus einer durch Trunk degenerierten Familie stammt, in der Generationen lang die Fortpflanzung außer der Ehe zu geschehen pflegte. Er ist auch von seinem leiblichen Vater in der Trunkenheit schon als kleines Kind durch Schläge auf den Kopf schwer mißhandelt worden, hat erst mit drei Jahren gehen und sprechen gelernt und zeigt eine Menge Merkmale von krankhaftem Infantilisismus. Trotzdem können die Ärzte keine Anhaltspunkte dafür finden, daß er sich gerade zur Zeit der Tat in einem „die freie Willensbestimmung ausschließenden“ Zustande befunden hätte. Noch mehr sagen sie das von Gasse, der scheinbar ganz gesund ist, dessen phantastische Anwandlungen und Grobmannschaft sie auf geistige Verbildung durch ungeeignete Lektüre zurückführen. Der Nervenarzt Dr. Burchardt äußert allerdings die Vermutung, daß es sich hier um einen Fall sich vorbereitender *dementia praecox* (frühzeitiger Verblödung handeln) könne, wofür eine Menge der geistigen Symptome sprächen, die bei Gasse hervortraten, und wogegen seine gegenwärtige geistige Lebendigkeit keine Widerlegung wäre. Das Gericht hat aber die beantragte Erhebung eines Obergutachtens abgelehnt und auf Grund der abgegebenen Gutachten die Ueberzeugung gewonnen, daß die Knaben geistig zurechnungsfähig, wenn auch etwas minderwertig seien, und auch die zur Erkenntnis der Strafbarkeit erforderliche Einsicht gehabt hätten.

Fragt man nach dem Grunde, der diese beiden Kinder zu dem Verbrechen veranlaßt hat, so scheidet das, woran man in der Kriegszeit zunächst denken könnte, die durch den Krieg verursachte soziale Not und mangelhafte Aussicht, die bei vielen anderen jugendlichen Verbrechern jetzt zweifellos mitwirkt, in diesem Falle aus. Die Kinder litten keine Not, waren nicht frühzeitig ins Leben hinausgetrieben worden, hatten so viel Aussicht, als vernünftige Eltern über ihre Kinder ausüben, die man doch nicht fortwährend an die Stube fetten kann. Auch die Lektüre allein kann nicht den Ausschlag gegeben haben. Indianergeschichten und Robinsonaden haben wir alle gelesen und mögen davon zeitweilig auch etwas aufgeregt und verwirrt worden sein. Kriminalromane liest der größte Teil der heutigen Jugend. Trotzdem steht ein solcher Fall glücklicherweise ganz vereinzelt da. Nicht völlig ausgeschlossen mag es sein, daß die Erlebnisse des Krieges das Gefühl für das Schreckliche der Tötung eines Menschen bei den Kindern abgestumpft haben. Die täglichen Berichte über die massenhaften Tötungen, über nächtliche Patrouillengänge, Ueberfälle, Handgranatenwürfe und Bajonettschüsse können auf einem dazu vorbereiteten seelischen Boden nicht nur eine gleichgültige Kälte gegen Blut, Leiden und Tod erzeugen, sondern geradezu auf die Phantasie anregend wirken. Ich bin sehr geneigt anzunehmen, daß hier ein Spezialfall der allgemeinen Kriegspsychose vorliegt.

Aber auch hierdurch wäre das Verbrechen noch nicht zur Ausführung gekommen, ohne das unglückliche Zusammentreffen des lebhaften und in seinen phantastischen Ideen ganz bestimmten Gasse mit dem geistig minderwertigen, willenslosen, aber durch sein Alter und seine Körperkräfte zu der Untat befähigten Kösch. Gasse ohne Kösch wäre trotz aller

Wilder nicht zu einer solchen Tat gelangt. Kösch ohne Gasse ebensowenig, trotz seiner Angst vor Strafe wegen des Einbruchs.

Ich glaube nicht, daß trotz der Grausigkeit der Tat und allem Mitgefühl mit dem Opfer und dessen Eltern, viele Menschen eine Befriedigung dabei finden werden, wenn die beiden Knaben auf 10 und 6 Jahre dem Gefängnis überantwortet werden. Beide müßten nicht bestraft, sondern erzogen werden. Freilich nicht in einem der üblichen Korrektionshäuser, wo sie nicht weniger als im Gefängnis den gefährlichsten Einflüssen überantwortet und vor-aussichtlich ganz schematisch behandelt werden würden. Beide sind Kinder, für die Spiel und Ernst noch völlig durcheinander gehen und sind danach zu erziehen. Bei Kösch müßte eine sehr tatvolle, wenn auch feste Erziehung bei verständiger Berücksichtigung seiner psychischen Defekte die krankhafte Willensschwäche, unter der er leidet, zu überwinden suchen. Gasses lebhaftes Phantasie und Tätigkeitsdrang müßten eine Richtung auf gesunde und nützliche praktische Ziele erhalten, durch die sie sich ebenso befriedigt fühlen würden, und wodurch aus dem Jungen, wenn nicht die Voraussage des Herrn Dr. Burchardt Recht behält, vielleicht ein ganz nützliches Mitglied der Gesellschaft hätte werden können.

Durch die Gefängnisstrafe sind beide verloren. Kommen sie selbst körperlich gesund zurück, so wird Kösch nur noch willensschwächer und Gasse durch die Umgebung, in der er gelebt hat, erst recht mit verbrecherischen Phantasien erfüllt sein. Das Gefängnis kann keine Schule zum Guten sein. Für die Gefangenen ergibt sich zunächst einmal die Erkenntnis, daß die von vielen Seiten, auch von der sozialdemokratischen Fraktion geforderte Hinaufhebung des Alters der Straf-mündigkeit auf 14 Jahre in diesem Fall keinen Schutz für die angeklagten Kinder gegeben haben würde. Gasse war bei Verübung der Tat soeben 14 Jahre alt geworden. Kösch würde selbst bei einem Strafmündigkeitsalter von 16 Jahren noch vor den Straftrichter gekommen sein. Es liegt in der Natur solcher Grenzen, daß sie äußerlich sind und immer an irgendeinem Punkte hart und ungerecht wirken müssen. Das beweist natürlich nichts für die Aufrechterhaltung der jetzigen Bestimmung, die Kinder schon von 12 Jahren an als strafmündig ansieht.

Ferner bestätigt dieser Fall die völlige Unzulänglichkeit der Formeln der §§ 51 und 56 des Strafgesetzbuches.

§ 51 des Strafgesetzbuches läßt nur den Straffrei, der die Tat in einem Zustand von Bewußtlosigkeit oder krankhafter Störung der Geistestätigkeit begangen hat, durch welche seine freie Willensbestimmung ausgeschlossen war. Minderungen der freien Willensbestimmung oder andere, dem Willen eine krankhafte Richtung gebende Momente berückichtigt das Gesetz nicht. Ebenso läßt bei Jugendlichen § 56 des Strafgesetzbuches nur den Straffrei, der die zur Erkenntnis der Strafbarkeit erforderliche Einsicht nicht besessen hat. Diese Uebersehung des Gelesenen, des rein intellektuellen, ist hier der Grundfehler. Wissen wird schließlich jedes Kind vom 6. Lebensjahre an, daß man Menschen nicht töten darf. Aber es kommt nicht auf dieses Wissen an, sondern auf die moralische Klarheit und Widerstandsfähigkeit gegen Impulse zur Zeit der Tat. Es ist eine der wichtigsten Aufgaben für die Reform des Strafgesetzbuches, die uns bevorsteht, diese verkehrten Grundlagen in der Beurteilung des Willensmomentes bei der Tat zu reformieren.

### Die neue Ethik des Lebens.

Von H. D. Francé-München.

Dem aufmerksamen Beobachter der Natur wird es schon aufgefallen sein, daß in diesem Jahre manche Frühlingspflanze früher blühte, als es der hundertjährige Kalender der Beobachtungen für sie bemerkt. Und es ist nicht schwer zu prophezeien, daß uns ein außergewöhnlich reiches Blütenjahr bevorsteht.

Der ganz scharfsichtig zuseh, der bemerkt dabei auch noch folgendes: Die wiedererwachende Flora bescherte uns das Grün weder früher noch reichlicher denn sonst, wohl aber die Blüten. Die Mandelpflaumen, die sonst als der holdseligste Lenzesbote der Großstadtgärten sich gleichzeitig mit grünen Blattspitzen und rosa Blütenknospen bedecken, waren in diesem Frühling in eine wunder-volle Festbesoration in lauter Rosa verwandelt. Blüte an Blüte reichte sich an den Zweigen und kaum sah man darunter eines der grünen Blättchen. Die Primeln verblühten in lauter Blütenstrahlen, die Märzweiden, zu denen man in Deutschland eigentlich Matweiden sagen müßte, kamen diesmal wirklich im März, verloren ihre Beschaidenheit und schmückten die Gänge mit tiefem, auffälligem Blau. Sie hatten kaum Blätter, aber viele und große Blüten.

Hinter all' diesen Erscheinungen steckt eine gemeinsame Ursache. Das ist die Lebensnot. Der schneearme Winter versagte dem Boden die gewohnte nachhaltige Befruchtung und die trockenen Vorfrühlingsmonate zwangen den Frühlingstor zur Lebensweise der Steppensflora. Die aber ist kleinblättrig und blütenreich.

Wir Mitteleuropäer wissen gar nicht, was Blütenreichheit ist. Das kennen nur die Steppenbewohner am Don, in der Ukraine, in Ungarn. Für sie verläuft der Winter regelmäßig so, wie der von 1917/18 für uns. Mit spärlicher Schneedecke und nur kurzen und seltenen Frühlingstregen. Vom Mai ab jedoch wölbt sich Tag für Tag ein strahlender, im weißlichen Steppendunst verschwimmender Himmel über die unermeßlichen Flächen, und eine sengende, unbarmherzige Sonne läßt alles welken, was bis dorthin nicht seines Daleins Kreis vollendet hat. Deshalb blühen die Steppenblumen so frühzeitig. Alle unsere Lenzesboten, so weit sie nicht heimisch sind, stammen eigentlich aus den Dschieppen: die Tulpen, Anemonen, Hyacinthen, Karaffen, der Crocus, die Bisamhyacinthe, die kleine

blaublütige Szillo und viele andere. Man hat sie bei uns nur deshalb eingeführt, um unseren Frühling blütenreicher zu machen und früher beginnen zu lassen, die denn heimische Flora kennt vor April und Mai keine Blumen.

So kommen wir einem tief verdeckten und merkwürdigen Lebensgesetz auf die Spur: Trockenheit beschleunigt das Wachsen, und Armut der Verhältnisse macht die Blüten größer und schöner! Man würde gerade das Gegenteil erwarten. Aber die Wissenschaft hat unsere Beobachtung schon längst vielhundertfach bestätigt und zum Range eines durch die ganze Natur gehenden Gesetzes erhoben. Sie nennt diese Erscheinung eine Regulation und erblickt in ihr eine der seltsamen Grundeigenschaften des Lebens, das in einer noch unerklärten Weise das Einzelwesen stets zurücksetzt hinter das Leben des „Volkes“.

Sein Lebendiges ist Eins, immer ist's ein Vieles. So eine Frühjahrsblüte ist eine Vereinigung von vielen tausend lebendigen Einzelwesen, ein Jellennoll! wenn man es so nennen will. Sofort wenn wir daran denken, verstehen wir auch, was sich bei dem notgedrungenen Frühblühen eigentlich begiebt. Eine Umänderung des Staatshaushaltes, eine Bevorzugung jener, die dem Gesamtvolk das Bestehe sichern, vor allen übrigen. Mutterkorn in der Natur wird da getrieben. Die Zellen, von denen die Erhaltung des Ganzen abhängt, werden trotz der allgemeinen Not besser ernährt, die Blüten werden nicht nur rascher ausgebildet, sondern sogar noch schöner und größer denn sonst. Zum Teil ist das ja optische Täuschung. An hungernden Pflanzen erscheinen die Blüten deshalb so auffällig, weil eben der Blattkörper kimmert, während die Blumen gerade noch normal groß sind. Aber an der besseren Ernährung der „Mütter“ läßt sich deswegen doch nicht zweifeln, und das Gesetz der Regulation besteht nach wie vor zu Recht.

Mag nun auch die Ungunst der Verhältnisse es in diesem Jahr hindern, daß so eine Pflanze zur vollen Entfaltung ihrer Kräfte gelangt, sie ist darum doch nicht verloren. Durch ihre normal und fast vorzeitig gereifte Frucht hat sie sich die Möglichkeit gesichert, im kommenden Frühling unter viel leichteren Umständen den Versuch aufs neue zu wagen. Die Wohlfahrt des Volkes ist alles, die Einzelzelle nichts; die Pflanzenart muß am Leben bleiben, die Einzelzelle mag verflümmern.

So lautet das Regulationsgesetz in der Botanik. Und im Wesen nicht anders im gesamten Bereich der Lebendigen. Die arterhaltenden Regulationen sind nicht bloß eine Eigenheit der Pflanzen, sie gelten ebenso gut für die Tiere.

In der Schmelzwasserflut der Frühlingstiefe tummelt sich eine bunte und überaus anziehende Tierwelt. Hurtige, kleine Krebschen klettern in drolligen Sprüngen umher, grüne und blutrote Würmchen ziehen ihre Kreise, Laumelläfer rasen auf dem glühenden Wasserpfad und langbeinige Milben schreiten bedächtig von Blatt zu Blatt auf der Jagd nach Infusorien. Da kommen die ersten heißen Tage; die Flügel verrotten, die Fische wird jäh zerstört. Sterben deshalb die tausend Tiere aus, die sie befruchten? Keineswegs. Die einzelnen werden freilich alle dahingerafft, aber sie haben schon vorgesorgt durch vorzeitige und ausgiebige Fortpflanzung, daß ihre Art nicht aussterbe. Sie haben es getan auf Kosten ihres eigenen Körperchens. So ein Hupferlingkrebschen ist selber kaum größer denn ein Floh, schleppt aber getreulich gleich vom ersten Tage seines Daseins zwei ebenso große Eierpakete mit sich, die zu erwähren und zu reifen fast alle seine Kräfte verschlingt. Auch hier ist wieder der einzelne nichts, seine Art, sein Volk alles.

Im Bereich der Menschen lehren alle Gesetze der Natur wieder, nur haben sie andere Namen. Oder ist es nicht eine Regulation, wenn in der Brust des einzelnen der Gedanke erwacht, er müsse seines egoistischen engen Kreises Wohlfahrt hintansetzen, um seiner Kinder willen? Wenn, wie wir so oft sehen, Vater und Mutter sich den Wissen am Munde sparen, ihres eigenen Daseins Grenzen enger und ärmlischer ziehen, um ihrer Kinder Leben reicher und erfüllter ausspannen zu können? Was sind die tiefsten und heimlichsten, dem einzelnen selbst unbewußte Motive all dieser vielen, täglich geübten Entlassungen, kleinen und großen Tragödien von Selbstopferung anders wie das durchbrechende, in allem Leben waltende Gesetz, das den einzelnen sich hingeben heißt für seine Art?

Sturzflüchtige Klagen vor dem Kriege, daß unter dem zermürbenden Druck des Materialismus alle Ideale verschwanden, daß Selbstlosigkeit, Gemeingefühl, Hingabe für das Wohl des Ganzen Begriffe seien, die nur mehr in Schulbüchern zu finden sind. Und was zeigte der große Krieg? Sofort verwandelten sich die in Kampf geratenen Staaten in Organismen, deren Einzelzellen dem Gesetz der Natur folgten. In einer wunderbaren Regulation ordneten sich die einzelnen Egoisten freiwillig dem Gesamtwohl unter und die Fälle von Hingabe, Aufopferung und Selbstentäußerung für den Staat sind auch Anno 1914-18 nicht seltener gewesen als in allen Kriegen davor — die das Mark der Völker trafen. Denn, — und das gehört zu dem Wesen der Regulation; sie setzt nur dann und bei jenen Zellen ein, wenn wirklich die Gesamtheit bedroht ist und der einzelne sie retten helfen kann! Sonst treten überall die Sonderregeln hervor, im Organismus so gut wie in der Menschheit und der gegenseitige Kampf der Interessen heißt wieder an, weil ohne ihn kein Organismus auf der Höhe bestehen könnte, die des Lebens Gesetze von ihm fordern.

Von dieser großen Höhe der Naturgesetzlichkeit aus betrachtet, schwinden die Widersprüche, die dem Schüler der alten Schulen so unüberwindlich schienen. Der kategorische Imperativ erhält ebenso gut seinen natürlichen Platz in der natürlichen Weltordnung wie der krasse Egoismus; die schrankenlose Hingabe erscheint ebenso berechtigt im Lichte dieser objektiven Ethik wie die kleinlichste Selbstsucht — denn beide sind notwendig zu ihrer Zeit und an ihrem rechten Ort. Wie in den Theaterspielen der japanischen Dramatiker schlingen sich auf dem großen Theater des Weltgeschehens, das die Pflanzen ebenso gut umfaßt wie die Menschen, Tragödien und Komödien, ständig durcheinander. Niemand vermag zu sagen, was absolut gut und böse, welches Ereignis unbedingt nützlich oder schädlich gewesen sei, denn immer wieder ereignet es sich, daß dies Zerbrechen des Einzelschicksals dem Ganzen zum Heile dient und daß alle zugrunde gehen würden, wenn nicht die einzelnen rücksichtslos ihr Jäh durchsetzten.

In den Frühlingblumen spiegeln sich für den Besinnlichen die ganzen Rätselfragen des Menschenschicksals, und die Feinhörigen vernehmen den Donnergang der Weltgeschichte auch in der großen Stille der ihre Blüten erschließenden Lenzsturen.

## Auf der Geld-Insel.

Eine symbolische volkswirtschaftliche Allegorie.  
Von Friedrich Karinh.

Ich aber, der Dichter und Seher, habe auf jener Geld-Insel gelesen, die mit anderem Namen auch Gehalt-Insel geheißen wird. Es war dies keine große Insel, aber ganz geräumig; ich konnte auf ihr meine Fäße ausstrecken und wenn ich müde ward, mich auch niederlegen.

Ringsum aber flossen Gewässer und aus den Gewässern ragten Felsen und Steine, mit anderen Worten auch der Dinge Preise benannt. Und auf diesen Steinen hockten kleine Tiere und Pflanzen, und ich warf von der Insel meine Angel

aus, erwischte einige, deren ich eben bedurfte, einige jener Steine, die meiner Insel nahe waren und die ich mit meiner kleinen Angel erreichen konnte. Flache Landschaften breiteten sich vor mir aus, genügten aber meinem Herzen: des Brotpreises kleiner Stein war ganz nahe zu mir, etwas ferner, aber doch erreichbar, des Fleischpreises Stein und mein Lieblingssteinechen, des Topfenlinsenpreises Stein. Etwas ferner der Unterhaltungspreis, der Wäckerpreis, der Schuhe- und Kleiderpreis und sonstiges; wenn ich meine Angel sehr weit auswarf, konnte ich ab und zu auch von diesen einigen erwischen und lebte glücklich auf meiner Insel, mich ohne Reid an dem entlegenen Horizont ergötzend, wo blau und in fernem Glanz der Summiradlerhügel, die Automobilspitze, die Gedhaus-Bergkette, das Diamantbrustopf-Hochplateau und sonstiges prunkte, in wohl nicht meiner Hand, doch meinen Augen erreichbarer Weite.

Vor vier Jahren haben jene Dinge ihren Anfang genommen, von denen ich berichten will. Eines Tages bemerkte ich, daß der Mehlpreis, der bisher links von meiner Insel in geringer Ferne im Wasser gehockt hatte, einige Spannen tiefer liegt. Als ich besser hinschaute, sah ich, daß er langsam, aber ständig aufwärts schwimmt.

„Rona,“ sagte ich, „sonderbar, ich glaubte bisher, daß dieser Stein im Flußbett verankert ist, doch scheint ich mich geirrt zu haben. Dies ist kein fester Punkt, auf den man rechnen kann, der setzt sich ja in Bewegung und schwimmt, dies scheint ja gar kein Stein zu sein, sondern irgend ein Tier, oder ein Fisch, ich wußte das gar nicht; es tut aber nichts.“

Gewaltiger erschrak ich, als ich den nächsten Tag sah, daß der Fleischpreis, ein häßlicher Strauch am Flußufer, in Schwung gerät und wie toll aufwärts zu rennen beginnt. Dies war schon ein größerer Anseh, ich warf ihm mein Lasso nach, und erwischte noch ein Stück; doch lief er immer rascher und befindet sich heute bereits irgendwo in der Nähe des Edelsteinberges, hinter sich das Ananasap und den Champagnerflaß zurücklassend.

„Na, sage ich zu mir, das ist ein Wech, ich habe geglaubt, daß dies ein Strauch ist, doch nein, auch der hat von selbst Weine bekommen. Offenbar leben wir im Zeitalter der Wunder.“

Jawohl, dachte ich dann, dies ist das Zeitalter der Wunder: die Wälder, Täler und Berge ringsum geraten in Bewegung und beginnen zu laufen: aufgedrohen sind der Zuckerberg, der Gemüswald, der Schühriemen und der Manschettentopf. Alle sind sie aufgedrohen, plötzlich, und streben alle in die Höhe. Wunder, Wunder, aber sehr unangenehme Wunder, denn meine Insel verbleibt auf ihrem Platz, und allmählich werde ich mit meiner Angel nichts erreichen.

Als ich dann eines Morgens erwachte und von der Spitze meiner Insel Ausschau hielt, da sah ich, daß die ganze Umgebung nach oben rennt: der Dinge Preise jagt im wilden Sturm in die Weite, die Landschaft hat keinen einzigen Punkt — sogar die Schulwiese eingerechnet —, der auf seinem Platz verbliebe. Toll rennen die Preise und alle in einer Richtung: die mir näher sind, rascher, die von mir weiter entfernten, langsamer.

Und da schüttelte ich den Kopf und empfand wie Kopernikus, als es ihm zum erstenmal sonderbar schien, daß sich die Sonne, die Kometen und sämtliche Sterne des Himmelsystems einmütig um die Erde drehen sollen, und ihm einfiel, ob es nicht einfacher wäre, statt der unendlich vielen Bewegungen eine einzige Bewegung anzunehmen und alle anderen bloß als optische Täuschung zu betrachten?

Recht so, sagte ich und schlug mir auf die Stirne, ist es nicht einfacher, wenn ich statt der einmütigen, wunderbaren Flucht der Preise, Täler und Flüsse annehme, daß die Geld-Insel in Bewegung geraten ist, aber nach rückwärts? Ich verneigte mich auf dem Dach eines in die Erde gebauten Hauses zu sitzen, und es hat sich herausgestellt, daß es bloß ein stehender Zug war, der Zug des Geldes, der jetzt unter mir in Bewegung geraten ist und nun hinabläuft; aus dem Fenster des Zuges betrachtet, deutet es mich freilich, als ob die Landschaft liefe — nach oben liefe.

Oho, bleiben wir stehen, Herr Schaffner, ich steige aus diesem Zug. Ich habe in der entgegengesetzten Richtung zu tun, dort, wo sich der Dinge Preise befinden, die möchte ich erreichen. Nicht die Dinge sind teurer geworden, unser Geld wurde billiger: springen wir rasch ab, Freunde, wenn wir nicht wollen, daß dieser Zug mit uns in die Nichts-Station einlaufe, wo man nicht einmal für dreißigtausend Gulden einen einzigen Weizenkorn bekommt.

(Uebersetzt von Stef. J. Klein.)

## Zehn Jahre Berliner Graphik.

In dem graphischen Kabinett von J. V. Neumann (Kurfirstendamm 232) soll gezeigt werden, was die Berliner Graphiker, die Modierer, Lithographen, Holzschneider während der letzten zehn Jahre an künstlerischer Entfaltung geleistet haben. Einige hundert Blätter sind zu sehen; zwei neuere Ausstellungen werden folgen, und dann erst wird man einen vollkommenen Ueberblick haben. Aber schon heute darf man sagen, daß nicht nur die Arbeit, die so einmal im Zusammenhang gepulst werden kann, daß auch das geistige Ergebnis, die Vereinerung im Formenswerte, jegliche Achtung verdient. Aber auch ein starkes Dankgefühl wird geweckt. Dank für das erkennende Verständnis und das empfindsame Mitemleben, mit denen dieser junge Kunstschänder rechtzeitig angefangen hat, die graphischen Künste den Berlinern, die selbst heute noch die Kunst oft genug erst beim Gelbde beginnen lassen, nahezubringen. Ich erinnere mich sehr gut, wie er in einem kleinen Laden in der Händl-Strasse angefangen hat. Halb Amateur, halb Jahrmartelbude. Aber bei beiden sehr viel Geschmack, und darüber hinaus eine schöne menschliche Liebe für alles Edle, für alles Aufstrebende, auch für das Unreife, selbst für den Irrtum, wenn ein ehrlicher Burche dahinter stand.

Diesmal sind zwei bis drei Dutzend Meister der Kadel, der Kreide und des Meißels hier beisammen. Darunter alte Herren, die längst klassiker genannt werden dürfen: Siebermann, Seiwog, Gault, Gorinck. Ihre Mäntel tragen alle Kennzeichen der Reife. Sie sind, wie das sich für gute Graphik gebietet, Ernt- und Winterarbeiten: aus solch einem kleinen Markt erkennt man das Wesenhafte seines Schöpfers oft weit besser, jedenfalls viel heftiger als aus großen, vom Schwere des Handwerks belasteten Weinwänden. Das ist nämlich der besondere Reiz der Graphik, daß sie ein Schemogramm von der Eigenart ihrer Urheber gibt. Darum ist es so erschreckend, dicht nebeneinander Modierungen und Lithographien verschiedener Hände zu sehen; man springt förmlich von einer Eigenart zur andern und erlebt im Umkreisen so und so viele menschliche Größen, Augen, Hände, Lippen, Laster, Wellenschauungen, Herkunft und Ausblicke. Dabei gibt es dann mannigfache Wertunterschiede festzustellen: geschickte, kleine Köpfer, gesellschaftlich gut geheißen wie Ernst Oppler, ein wenig operettenhaft kostümiert wie Hans Reid oder solent ausdringlich mit Plakatdringung wie Kästner. Dann ehrsame Fachleute wie den robuschen Jiegenbüttler Herstein, den Kreis und der Enten und Gänse, Bettner, dessen Kunstfertigkeit nicht immer farblos wirkt, den fleißigen Paechle, der einer von den wenigen Berlinern ist, die wirklich, wenigstens hier und da, sich an Berlin vergnügen.

Aber zehn Jahre sind eine lange Zeit, und die Gegenwart hat heftiges Tempo. Darum ist es nicht verwunderlich, daß hier zugleich Dinge zu sehen sind, die mit dem bisher Bekannten kaum in irgendeinem Zusammenhang gebracht werden können. Impressionismus und Expressionismus; wir wissen, daß es solcher Abgrenzungen und Pomere nicht wenige gibt. Freut euch des Lebens! Das Was und das Wie sind in der Kunst verhältnismäßig

gleichgültig; auf die Kraft, mit der Programme durchgeführt und Ziele erreicht werden, kommt es an. Solche Eigenschaften sind festzustellen: Gedel, der auch die Landschaft als fleischlichen Traum empfindet; Kärchner, der, in Euphorie ertrinkend, sich sogar vor an eigenen Paarbein in die Sterne schleudert; Reizner vor allem, die Nervenzügel bösartiger Köpfe aufdeckend, Denkschädel linear zerfasert und dann wieder durch einen Vorstoß zusammenzuschweißen. Der müde Otto Müller ist da, dessen schimmernder Melancholie man es nicht zutrauen möchte, daß sie das Extrakt eines Lebens voll bitterer Künstlernot ist. Saltschlag Paroch, der Gräber und Wäldchen, der den Beweis erbringt, daß man auch mitten in der Gefühlslosigkeit der großen Stadt das Leid der Welt in Gefächeln aufsteigen sehen kann.

R. Br.

## Der Kimmelberg.

Hoch und heil ragt der Kimmelberg über das niedrige Flachland Flanderns hinaus; nur 156 Meter hoch ist dieser Berg, doch in diesem kellerflachen Gelände bildet er bereits eine bedeutende Erhebung, von deren Höhe aus der Blick weit über das flandrische Land schweift. In einer gebirgigen Gegend würde man von einer solchen Höhe gewiß kein Aufsehens machen; hier, inmitten eines ausgeprägten Flachlandes, würdigt man auch schon einen Berg, selbst wenn er nur bis zur Höhe der Türme des Kölner Domes emporragt. Neben dem Kimmel verschwindet beinahe der flache Höhenzug, dem er angehört, der im Westen bei dem französischen Städtchen Cassel beginnt und sich längs Dulleul und Wittschote bis hinaus über Roelkapelle hinzieht. Dieser Höhenzug, in großen Maßstab dargestellt, ähnelt auffällig dem topographischen Bilde der Karte von Nummien. Von seinem westlichen Abhang bis über den Kimmelberg verläuft der Zug die westliche Richtung, um dann nach Nordosten umzubiegen und etwa zwischen Hallebeke und Oelweide die direkte Nordrichtung einzuschlagen. Wie ein Schuttwall umschließt der Höhenzug die unmittelbar seinem Nordfügel vorgelegene Stadt Ypern; weiter westlich liegt, ebenfalls inmitten der flandrischen Ebene, die Stadt Paperinghe. Inmitten dieses platten Landes gibt es nur noch eine einzige, neben dem Kimmelberg in Betracht kommende Erhebung, den Mont Saint Aubert, der 148 Meter hoch ist und nicht weit von Tournai liegt.

Deutlich ragten diese beiden Berge gleich vereinzelt Inseln aus weitem Meere heraus; denn die Zeit, da der größte Teil Flanderns, ja Belgiens überhaupt, vom Meere überflutet war, liegt noch keineswegs weit hinter uns. Sind doch erst 8000 Jahre verflossen, seit die britischen Inseln vom weiteuropäischen Festlande losgerissen worden sind. Erst damals, etwa um das Jahr 6000 v. Chr., entstand der Kermellanal; bis dahin erstreckte sich auch östlich vom heutigen England das Festland noch weit hinaus in die Nordsee, und der Rhein mündete damals in der Gegend der heutigen Doggerbank. Nach jenem furchtbaren Meeresrückzug kam das übriggebliebene Land auf etwa 6 Jahrtausende zur Ruhe. Die Künder des übriggebliebenen, verjüngten Gebiets vertorfien; darüber bildete sich ein Dünenrücken aus dem vom Meere herangeschwemmten Sande. Aber eine neue, gewaltige geologische Katastrophe brach, nun bereits in historischer Zeit, über das Land herein; zwischen 300 und 350 n. Chr. überfluteten mehrere furchtbare Sturmfluten das heutige Belgien, und bis dahin, wo heute Brüssel steht, ergossen sich die Fluten des Meeres. Drei bis vier Jahrhunderte später waren die Wasser wieder so weit zurückgetreten, daß sich wieder Menschen auf dem Vollerlande ansiedeln begannen; unter dem Schutze von den Anhöhen angelegter Deiche nahm der Verlandungsprozess einen größeren Umfang an, doch neue Katastrophen kamen über das junge Gebiet, und das Meer verdrängte wiederum alles, was in mehr als einem halben Jahrtausend entstanden war. Es waren die beiden Jahrhunderte von 1000 bis 1200, in denen die wüthende Nordsee zum letzten Male ihren Tribut an Land und Menschen forderte. Mehr als 700 Jahre sind seitdem wieder verflossen, und wenn das Meer in der Zwischenzeit auch unablässig das belgisch-niederländische Küstenland benannt hat, so sind doch seit dem Mittelalter ganz große Katastrophen nicht mehr hereingebrochen.

## Deutsche Einheitskurzschrift.

Einem Vortrag von H. B. Bäckers, des Vorsitzenden der Schule der Schrift, über die deutsche Einheitskurzschrift war zu entnehmen, daß gegenwärtig von den 23 Mitgliedern des von der Reichsregierung berufenen Sachverständigenausschusses nunmehr 17 — alle bis auf die Gabelbergerischen — dem Entwurf der neuen Schulen zustimmen, dem besonders leichte Erwerbbarkeit nachgefragt wird. Auf diesen Umständen legte der Vortragende das größte Gewicht, einmal wegen der Jugend, der die Kurzschrift noch fleißig besitzend, und des Einheitsstrebens in der Schule beibracht werden soll, dann aber auch im Hinblick darauf, daß überhaupt unter den wirtschaftlichen Kosten nach dem Krieg für alle Weiterbildung ein unumgängliches Gebot sein wird. Bayern hält allerdings an seinem Gabelberger fest und erst recht Oesterreich, wo man nicht einmal die 1906 erfolgten Änderungen der Gabelbergerischen angenommen hat. In beiden Staaten ist die Kurzschrift seit Jahrzehnten Unterrichtsgegenstand an den höheren Schulen. Es sei übrigens erwähnt, daß der Vortragende der Gabelbergerischen viel Mißbrauch nachsagte und ihr durchaus unbefangenen gegenübersteht.

—n.

## Notizen.

— Rudolf Pfister, mit dem wir heute unsere Leser bekannt machen, ist ein junger Berner Dichter. In der Sammlung seiner „Gedichte“, die eben bei A. Franke in Bern erschienen ist, findet er frisch-annige Naturlieder, gibt auf der Grenzlinie tiefgefählter Heimatliche Ausdruck und schmiedet in den Zeitgedichten neue Schemerler Stahlhart.

— Theaterchronik. Das Soldatenstück „Der Sieg“ wird vom 1. Mai an im Hoftheater am Zoo wieder spielen. Bisher wurden über 1 Million für Kriegswohlfahrtspflege damit erzielt.

— Vorträge. In der Anonia spricht Montag, Donnerstag, Sonnabend Hauptmann Heiny über „Die deutschen Luftstreikräfte“. Am Sonntag und Mittwoch: „Der Vierwaldstätter See und der Gotthard“. Dienstag und Freitag Dr. Pöhl: „Das neue Finnland“. — In der Treptow-Steinwarte spricht Dienstag, 7 Uhr, Dr. Ardenholz über „Kometen und Sternschnuppen“. Mittwoch, 5 Uhr: „Das Berner Oberland“. — Der englische Anschlag auf Herbrügge und Oskende wird Dienstag, 8 Uhr, im Museum für Meereskunde von Professor Stahlberg behandelt. — Grete Meisel, 6 Uhr hält am Mittwoch, 8 Uhr, im Schubertsaal, Bülowstr. 104, einen Vortrag über das Eheproblem. — Im Botanischen Museum (Dahlem) spricht Mittwoch, 5 Uhr, Professor Gäg über Oelpflanzen.

— Eine neue Oper: „Die Gezeichneten“ von Franz Schreier erzielte bei der Uraufführung im Frankfurter Opernhaus eine starke Wirkung. Das Textbuch, das vom Komponisten selbst verfasst ist, behandelt einen romantisch-poetischen Stoff. Die Musik soll alles bisher Dagewesene an neuartigen Klängen und dramatischer Wucht überbieten.

— Eine deutsche Kunstausstellung in Sofia soll eine Uebersicht geben über das deutsche Kunstschaffen aller Richtungen.

— Der Wagner-Herzog. Mit dem Herzog Leopold Friedrich II. von Anhalt, der in Dessau starb, ist ein warmer Kunstförderer dahingegangen. Während bei manchen anderen deutschen Fürsten, selbst solchen, die eine literarische Vergangenheit zu repräsentieren hätten, nur eine besondere Jagdleidenschaft bemerkenswert ist, fand dieser Herzog — wie der frühere Meiningenerherzog — seine Aufgabe in der Theaterpflege. Der Oper, und zwar vorzüglich der Wagner-Oper, galt sein Streben. Große Mittel und Kräfte wandte er darauf, in Dessau eine musterhafte Bühne mit gutem Orchester zu unterhalten. Im Gegenzug zu der Theaterpielerei früherer Potentaten wird von Fachleuten anerkannt, daß dieser Herzog als Leiter und Regisseur seines Theaters seinen selbstgewählten Aufgaben gewachsen war.